

COPYRIGHT

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt. Es darf ohne Genehmigung nicht verwertet werden. Insbesondere darf es nicht ganz oder teilweise oder in Auszügen abgeschrieben oder in sonstiger Weise vervielfältigt werden. Für Rundfunkzwecke darf das Manuskript nur mit Genehmigung von Deutschlandradio Kultur benutzt werden.

Titel Flüchtlingsgespräche in Dänisch-Sibirien – Bertolt Brecht, Margarete Steffin und Walter Benjamin im Exil

AutorIn Holger Teschke

RedakteurIn Dr. Jörg Plath

Sendetermin 05.05.2019

Ton Thomas Monnerjahn

Regie Beate Ziegs

Besetzung Mirko Böttcher, Manuel Harder, Sina Martens, Renate Steininger

1.

Paris, Januar 1933

Steffin (*liest, im Hintergrund Straßenlärm von Paris*)

Die Auswanderung der Dichter

Homer hatte kein Heim

Und Dante musste das seine verlassen.

Li-Po und Tu-Fu irrten durch Bürgerkriege

Die 30 Millionen Menschen verschlangen.

Dem Euripides drohte man mit Prozessen

Und dem sterbenden Shakespeare hielt man den Mund zu.

Den Francois Villon suchte nicht nur die Muse

Sondern auch die Polizei.

2

„Der Geliebte“ genannt
Ging Lukrez in die Verbannung
So Heine und so auch floh
Brecht unter das dänische Strohdach.

2.

Lied „An den kleinen Radioapparat“ von Brecht / Eisler
(gesungen von Fischer-Dieskau)

Du kleiner Kasten den ich flüchtend trug,
daß deine Lampen mir auch nicht zerbrächen
besorgt vom Haus zum Schiff, vom Schiff zum Zug,
daß meine Feinde weiter zu mir sprächen.
An meinem Lager und zu meiner Pein
Der letzten nachts, der ersten in der Früh,
von ihren Siegen und von meiner Müh,
Versprich mir, nicht auf einmal stumm zu sein.

3.

Auszug aus der Rede Hitler im Berliner Sportpalast vom 10.2. 1933

„Volksgenossen und –genossinnen. Am 30. Januar wurde die neue Regierung der nationalen Konzentration gebildet. Ich und die nationalsozialistische Bewegung traten in sie ein ...“

4.

Brecht tippt langsam den Brief und liest laut mit, im Hintergrund Lärm von spielenden Kindern

Thurö, den 28. August 1933. Liebe Grete, ich schreibe gleich, etwas über meine nächsten Pläne, damit Du nicht in Sorge verfällst, altes Scheusal. Ich denke in etwa zwei Wochen wieder in Paris zu sein, es kann kaum später sein. Ich war und bin sehr fleißig, damit ich eben kommen kann. Ich bleibe mindestens drei Monate und wir können dann überlegen, was weiter ... *(das Tippen geht weiter, das Ende des Briefs liest Steffin, im Hintergrund Straßenlärm von Paris)*

Steffin:

„Ich habe mich in einem kleinen Fischerhaus eingekauft, so daß Helli und die Kinder (und wenn nötig, Gäste) hier ungeheuer billig leben können. Rings auf den Inseln kann man auch sehr gut unterkommen, ich erzähle dir alles, wenn wir endlich wieder reden können. – Liebe Grete! Grüß Gott! Hebst Du mir alles auf? b.“

(summt „Pollys Lied“ aus der Dreigroschenoper, dazu Instrumentalauftritt des Liedes)

5.

Brecht tippt langsam auf der Schreibmaschine

Lieber Benjamin, die Adresse für die Bücher ist: Maria Lazar, Skovsbostrand per Svendborg. (...) Es ist hier angenehm. Gar nicht kalt, viel wärmer als in Paris. Sie kämen nach Ansicht Hellis mit 100 Kronen (60 Reichsmark oder 360 Francs) im Monat aus. Außerdem verschafft die Svendborger Bibliothek *jedes* Buch. Wir haben Radio, Zeitungen, Spielkarten, bald Ihre Bücher, Öfen, kleine Kaffeehäuser, eine ungemein leichte Sprache, und die Welt geht hier *stiller* unter. Herzlich, Ihr alter brecht. 22. Dezember 1933

6.

Kopenhagen, Januar 1934

Steffin (*schreibt mit der Hand und spricht dazu*)

Lieber Doktor Benjamin, (...) mit Berlin ist das nichts. Ich höre, daß die Leute, die gewisse Zeit im Ausland verbracht haben, bei Wiederbetreten der deutschen Grenze in eine von 4 Gruppen geteilt werden: kriminelle Verbrecher, Fremdstämmige, politische Flüchtlinge und politisch Verhetzte. Nun halten wir es für ungünstig, daß ich in einem Konzentrationslager abwarte, ob man mich der Gruppe III oder IV zuteilt. Ich bleibe. (...) Ich wohne in einem Haus mit Lift (Pension), habe ein großes Zimmer mit Blick auf großen, ruhigen Hof und Bäume, sehr gutes Essen und zahle für Kopenhagener Verhältnisse viel: 6 Kronen am Tag. (...) Nun soll ja Svendborg noch billiger sein und sobald Sie kommen, werde auch ich dort hinkommandiert. (...) Mit herzlichen Grüßen,
Ihre Grete

7.

Skovsbostrand im Garten, April 1934

Wind vom Sund her, Schiffssignale der Fähren und Möwen

Brecht:

Es ist gut, dass Du hier bist, Grete. Und dass wir wieder zusammen arbeiten können.

Steffin:

Ich bin nicht hier. Ich hocke in dieser kalten Pension im Dunkeln und komme nur, wenn Du mich zum Arbeiten holst.

Brecht:

Ist Stella Maris wirklich so furchtbar?

Steffin:

Die Abende sind furchtbar. Und die Gedanken, dass Du dann hier mit Deiner Familie sitzt und ...

Brecht:

Ich sitze nicht bei meiner Familie. Ich arbeite.

Steffin:

Ich musste mich in Svendborg bei der Fremdenpolizei melden.

Brecht:

Was wollten die denn schon wieder?

Steffin:

Wissen, wovon ich lebe.

Brecht:

Und – was hast du ihnen gesagt?

Steffin:

Was wir vereinbart haben. Von meinen Übersetzungen und Geschichten.

Brecht:

Gut. Aber?

Steffin:

Sie haben in der Pension nachgefragt. Die blöde Wirtin hat getratscht, ich würde als deine Sekretärin arbeiten. Da musste ich noch mal hin. Ich habe alles abgestritten und erklärt, ich würde dich nur ab und zu um Rat bitten.

Brecht:

Die reine Wahrheit. Und?

Steffin:

Ich habe gesagt, dass ich demnächst auf eine Erholungsreise in ein Sanatorium fahre. Sonst hätten sie mir meine Aufenthaltsgenehmigung nicht verlängert.

Brecht:

Gut.

Steffin:

Ich kann aber nicht ins Sanatorium gehen. Ich hab kein Geld dafür.

Brecht:

Wieviel brauchst du?

Steffin:

Ich brauche dich.

Brecht:

Du musst endlich gesund werden, Grete. Also, wieviel?

Steffin:

Soll ich weg wegen dem schönen Fräulein Berlau aus Kopenhagen?

Brecht:

Grete, bitte.

Steffin:

Denkst du, ich habe Tomaten auf den Augen? Wie sie um dich herumschleicht auf ihren Seidenstrümpfen. Wie eine geile Katze. Weisst du, was sie in Kopenhagen zu mir gesagt hat, als ich bei ihr wohnen musste? „Ikk krige jede Mann, wo ikk will.“

Brecht:

Du siehst Gespenster. Ruth will die „Mutter“ inszenieren, mit ihrem Arbeitertheater. Wir sprechen über die Aufführung. Vielleicht kannst du sogar wieder das Dienstmädchen spielen. Du kannst doch schon ganz gut dänisch.

Steffin:

So, Ruth. Inszenieren will sie also. Soll ich dir sagen, was sie will?

Brecht:

Hör auf! Du brauchst wirklich Erholung. Am besten wäre ein Sanatorium in der Sowjetunion. In Moskau liegt Geld für mich, das könntest du abholen und dich endlich richtig behandeln lassen.

Steffin:

Du willst mich loswerden.

Brecht:

Ich will, dass du gesund wirst.

Steffin:

Ich werde gesund, wenn wir wieder zusammen arbeiten.

Brecht:

Wenn du gesund wirst, dann wird Helli auch keine Angst mehr wegen der Kinder haben. Das musst du doch verstehen.

Steffin:

Und du? Warum hast du keine Angst? Tuberkulose überträgt sich am schnellsten beim Küssen. Vielleicht bin ich dein Todesengel.

Brecht (*überhört es*):

Hast du von Benjamin gehört? Er wollte doch im Frühjahr kommen. Eisler schreibt auch nicht mehr.

Steffin:

Der ist beleidigt, weil du seine Freundin so mies behandelt hast.

Brecht:

Die hat uns dauernd bei der Arbeit gestört. Jetzt stehe ich ohne Musik für die „Rundköpfe“ da. Dabei hatte ich sie schon für Kopenhagen zugesagt. Kannst du ihm nicht noch mal schreiben?

Steffin:

Wenn du zu Lou so charmant gewesen wärst wie zu Fräulein Berlau, dann hättest du jetzt deine Musik.

Brecht:

Also, wirst du nach Moskau fahren?

Steffin:

Und wenn sie mich nicht wieder nach Dänemark reinlassen? Dann wärst du mich für immer los. Soll ich dich an ein Sonett erinnern?

Brecht:

Nicht jetzt.

Steffin:

Gerade jetzt. *(langsam, wie erinnernd)*

Als wir zerfielen einst in DU und ICH

Und unsere Betten standen HIER und DORT

Ernannten wir ein unauffällig Wort

Das sollte heißen: ich berühre dich.

Es scheint: solch Redens Freude sei gering

Denn das Berühren selbst ist unersetzlich

Doch wenigstens wurd „sie“ so unverletzlich

Und aufgespart wie ein gepfändet Ding.

Blieb zugeeignet und wurd doch entzogen

War nicht zu brauchen und war doch vorhanden

War wohl nicht da, doch wenigstens nicht fort

Und wenn um uns die fremden Leute standen

Gebrauchten wir geläufig dieses Wort

Und wußten gleich: wir waren uns gewogen.

8.

Svendborg, im Krankenhaus. 5. Juli 1934

Von den Fluren her Schritte, gedämpfte Gespräche, manchmal rollt ein Krankenbett vorbei. Türen werden geöffnet und geschlossen.

Brecht:

Da kommen Sie extra von Paris, lieber Benjamin, und nun liege ich hier wie Lazarus in den Leichentüchern.

Benjamin:

Ich hoffe, es geht Ihnen schon wieder besser?

Brecht:

Wen die Ärzte erst mal unter ihren Messern haben, den geben sie so schnell nicht wieder her. Die finden immer was. In meinem Fall ein Oxalatkristall, sehen Sie? Ein Praktstück, sagte der Oberarzt.

Benjamin:

Was ist das?

Brecht:

Ein Nierenstein. Eine späte Rache des lieben Gottes.

Benjamin:

Wofür?

Brecht:

Weil ich im „Baal“ geschrieben habe: „ Die Zusammenlegung von Harnröhre und Samenleiter konnte nur einem Schwein einfallen.“

Benjamin:

Das dürften selbst Atheisten als Gotteslästerung empfinden.

Brecht:

Die Schmerzen waren entsprechend. Ich hoffe, Ihnen geht es besser? Wie gefällt Ihnen die Pension?

Benjamin:

Stella Maris, der Stern des Meeres am Sund. Wunderbar gelegen, nur leider strenges Alkoholverbot. Die Dänische Mission nimmt ihr Abstinenzgebot ernst.

Brecht:

Dann müssen Sie mich öfter besuchen. Hier bekommen Sie so viel Rotwein wie Sie wünschen.

Benjamin:

Hier ist Rotwein erlaubt?

Brecht:

Erlaubt ist, wobei man sich nicht erwischen lässt. Für eine kleine Gefälligkeit besorgen die Wärter sogar ... Zigarren.

Benjamin:

Sie nehmen auch das Krankenhaus nicht sonderlich ernst.

Brecht:

Warum sollte ich? Schließlich habe ich selber mal als Krankenwärter gearbeitet. Allerdings auf der Station für Geschlechtskrankheiten, im Augsburger Reserve-Lazarett. Da habe ich erfahren, was der Krieg und die Liebe für Verheerungen anrichten. Die schlimmsten Menschheitsplagen, dicht gefolgt von Wagners Musik und den Romanen von Thomas Mann. Ganz zu schweigen vom angeblich sozialistischen Realismus auf dem Theater.

Benjamin:

Sie nehmen also auch das Theater nicht mehr ernst?

Brecht:

Wissen Sie, ich stelle mir manchmal vor, ich würde eines Jüngsten Tages vor ein göttliches Strafgericht gestellt. Und da würde mich dann so ein Erzengel fragen, ob es mir jemals wirklich ernst mit dem Theater war? Da müsste ich ehrlicherweise sagen: Ganz ernst war es mir nie. Denn wenn ich etwas verabscheue, dann diesen tierischen Ernst, den die Deutschen für Tiefsinn halten. Mit dem gleichen Ernst bauen sie jetzt ihre Konzentrationslager und ihre Autobahnen.

Benjamin:

Ja, auf den Straßen des Führers herrscht noch Freiheit. Da kann der deutsche Mann hinter dem Lenkrad vergessen, dass er längst nicht mehr bestimmt, wohin die Reise geht.

Brecht:

Ja, der Führer meint die Autobahnen ernst. Das ist der gleiche Ernst, mit dem er sich für den Auserwählten der Vorsehung hält. Mit diesem Ernst bereitet er

auch den nächsten Weltkrieg vor. Und deswegen habe ich eine tiefe Abneigung gegen tiefen Ernst. Schreiben Sie noch immer über Kafka?

Benjamin:

Ja.

Brecht:

Sie müssen bedenken, dass Kafka von Dostojewski kommt. Von der Großinquisitor-Parabel aus den „Brüdern Karamasow“. Kafka hat keine Angst vor dem moralischen Zerfall, wie uns immer weisgemacht werden soll, sondern vor dem Ameisenstaat. Der Staat des Masse-Menschen, dessen Individualität vom Fließband und von den modernen Büromaschinen ausgelöscht wird. Neuerdings auch von den Marschkolonnen der SS und der Wehrmacht.

Benjamin:

Und was ist mit den Marschkolonnen auf dem Roten Platz?

Brecht:

Das ist immerhin eine Armee, die dem Volk gehört und nicht den Konzernen. Kafka hat gesehen, dass die bürgerliche Gesellschaft gigantische Überwachungsapparate aufbauen muss, um den Masse-Menschen unter Kontrolle zu halten. Aber er hat keinen Ausweg gesehen, wie man daraus entkommen kann. Deswegen ist er auch nie aus seinem Alptraum erwacht.

Benjamin:

Aber er hat diesen Alptraum mit bestechender Klarheit beschrieben und seine Angst produktiv gemacht. Seine Leser sollen erkennen, in welchen Netzen sie gefangen sind und sich gefangen halten lassen. Insofern war Kafka einer der ersten bolschewistischen Schriftsteller.

Brecht:

Wie bitte? Dann bin ich der letzte katholische!

Benjamin:

Regen Sie sich nicht auf! Denken Sie an ihr Herz.

Brecht (*erregt*):

Ich rege mich nicht auf! Ich bin vollkommen ruhig!

Benjamin:

Ich habe Ihnen meinen Aufsatz mitgebracht und würde mich freuen, wenn Sie ihn lesen. Dann können wir darüber sprechen, wenn Sie wieder in Svendborg sind.

Brecht:

Kafka auf der urologischen Station. Dafür muss man katholisch sein. Aber meinetwegen. Legen Sie den Aufsatz da auf den Nachttisch.

9.

Lied „Zufluchtstätte“ (Brecht/Eisler, gesungen von Fischer-Dieskau)

Ein Ruder liegt auf dem Dach. Ein mittlerer Wind

Wird das Stroh nicht wegtragen.

Im Hof für die Schaukel der Kinder sind

Pfähle eingeschlagen.

Die Post kommt zweimal hin

Wo die Briefe willkommen wären.

Den Sund herunter kommen die Fähren.

Das Haus hat vier Türen, daraus zu fliehen.

10.

Skovsbostrand, im Garten. 30. August 1934

Wind vom Sund her, Schiffssignale der Fähren und Möwen.

Steffin:

Worüber haben Sie denn gestern mit Brecht so gestritten?

Benjamin:

Über Kafka. Er behauptet, Kafka verdunkele die politischen und ökonomischen Grundlagen des Ameisenstaates und damit auch die des Faschismus. Und ich verdunkele Kafka. Man müsse aber seine Texte lichten, wie einen zu dichten Wald. Das nützliche Holz aussortieren und das dann als Material bearbeiten.

Steffin:

Als Material wofür?

Benjamin:

Brecht meint, man könne mit Kafkas Texten zeigen, wie faschistisches Denken in der Demokratie seinen Ursprung hat. Zuerst in der steigenden Angst vor der zunehmenden Verworrenheit der Welt. Die Städte wachsen zu einem undurchdringlichen Dickicht, und die Abhängigkeit der Menschen von Verhältnissen, die sie immer weniger durchschauen, wächst mit. Schließlich beginnen sie nach einem Führer zu brüllen, der sie aus diesem Dickicht herausführen soll.

Steffin:

Die Arbeiter haben nicht nach einem Führer gebrüllt. Das waren die Kleinbürger und das Großkapital.

Benjamin:

So? Aber als das Geld nichts mehr wert war und die Arbeitskraft auch nicht, da sind doch immer mehr Arbeiter hinter den Nazis hermarschiert.

Steffin:

Aber nicht die Mehrheit!

Benjamin:

Im März 1933 immerhin siebzehn Millionen.

Steffin:

Aber es gab auch Widerstand! Und es gibt ihn noch, trotz Gestapo und Konzentrationslagern!

Benjamin:

Sicher. Das will ich ja auch gar nicht bestreiten. Aber dass es so viele waren – trotz Marx und Engels, Liebknecht und Luxemburg –, ist das nicht erschreckend? Und was hat Stalin gesagt? Der Hauptfeind sind die Sozialdemokraten. Die Sozialfaschisten! Das hat die deutsche Arbeiterbewegung endgültig gespalten.

Steffin:

Wer hat denn Liebknecht und Luxemburg umgebracht? Und Marx und Engels zu Popanzen gemacht, auf buntbestickten Vereinsfahnen?

Benjamin:

Ich weiß, Grete. Aber (*zitiert*): „Was aus der Tscheka werden kann, das sieht man an der Gestapo.“ Sagt Brecht.

Steffin:

Wann hat er das gesagt?

Benjamin:

Gestern, bei unserem Streit. Überwachung bis in die Familie, Spitzerei bis unter die Bettdecken. Keiner soll sich mehr sicher fühlen, jeder soll jeden Moment damit rechnen, denunziert zu werden. In diesem Zusammenhang hat Brecht mich darauf verwiesen, dass Kafka Versicherungsangestellter war. Er wusste, dass es keine Garantien auf Unversehrtheit gibt. Alles ist unsicher, jede Existenz ist prekär. Das sollte ich untersuchen, statt den dunklen Kafka mit meinen mystischen Theorien noch weiter zu verdunkeln.

Steffin (*lacht*):

Und – werden Sie ihn nun erhellen, den dunklen Prager Versicherungsangestellten?

Benjamin:

Ich denke darüber nach. Und woran arbeiten Sie, Grete?

Steffin:

Ich sitze an den Korrekturen für den „Dreigroschen-Roman“. Jede Menge Arbeit. Aber der soll Geld einbringen.

Benjamin:

So. Hoffen wir das Beste. Die Luft hier am Sund tut Ihnen gut?

Steffin:

Jedenfalls besser als die Berliner Luft.

Benjamin:

Vermissen Sie Berlin?

Steffin:

Ich vermisse meine Mutter und meine Schwester. Aber die kommen mich ja besuchen. Berlin werde ich wohl nicht mehr wiedersehen.

Benjamin:

Es wird kein Tausendjähriges Reich geben, Grete.

Steffin:

Ich habe vielleicht nicht mal mehr tausend Tage.

Benjamin:

Brecht sagt, sie fahren bald in ein Sanatorium in die Sowjetunion?

Steffin:

Ja. Nachsehen, was aus der Tscheka geworden ist.

Benjamin:

Sie dürfen sich nicht in Gefahr bringen. Aber wenn Sie in Moskau in ein Sanatorium gehen, dann haben Sie endlich auch wieder Zeit für Ihre eigenen Arbeiten.

Steffin:

Vielleicht. Aber ich muss mich in Moskau erst um Brechts Angelegenheiten kümmern. Wir brauchen Geld, damit er nachkommen kann.

Benjamin:

Wann werden Sie fahren?

Steffin:

In ein paar Tagen, wenn alles klappt.

Benjamin:

Gute Reise, Grete. Und schreiben Sie mir aus Moskau.

11.

Brecht an der Schreibmaschine, langsam tippend und dabei laut lesend.

Brecht:

Dragör, 11. September 1934. Liebe Grete, lieber alter Muck! Ich kam mit einem ganz großen Schnupfen in Dragör an, schon im Auto vom Hafen herein begann es. In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag horchte ich immer, ob nicht Sturm war. Es gab keinen hier, aber in der nächsten Nacht gegen Morgen wachte ich auf und da blies es. Arme Grete! (...) Jetzt, Dienstagvormittag, sitzt Du hoffentlich im Zug nach Leningrad. Die Korrekturen erwarte ich erst heut, ich schicke sie dann sogleich. (...) Liebe Grete! Du kommst mir vor wie eine Tochter, die ins Feld zog. Gib acht auf Dich! Grüß Gott – b.

12.

Akkordeonmusik, russisch.

13.

Brecht wieder an der Schreibmaschine, langsam tippend und dabei laut lesend.

Dragör, 21. September 1934. Liebe alte Grete, ich habe die beiden Leninbände bekommen, auch den „Schwejk“ und danke Dir sehr. Wegen des Geldes bin ich in Sorge, jedoch habe ich sogleich Flugpost an Katz geschrieben, ob die mir leihen können. Am besten wäre es, den „Dreigroschenroman“ zu verkaufen. Du müßtest einfach zum Staatsverlag hingehen, wo man Deutsch spricht. Für Manuskripte sollen sie mehr zahlen. Eine Vollmacht schicke ich mit. (...) Daß Du kein Zimmer gefunden hast, ist scheußlich. Bei einem Mann solltest Du aber nicht wohnen, wenn das wäre, müßtest Du es mir schreiben. Wenn es auch nur ein Tag ist oder aus Zufall! Du solltest nicht, Muck! Wie ist es mit der ärztlichen Untersuchung? Du schreibst so wenig, Grete; bedenke, daß ich immerfort darauf warte. Liebe Grete. Grüß Gott, b. Und: geh bitte zum Verlag ausländischer Arbeiter, Adresse nebenbei. Wieland will Dir 2000 Rubel anweisen. Er hofft, daß es klappt. Sein Brief geht heute ab. Tretjakow würde Dir auch leihen. Auf jeden Fall mußt Du den besten Sanatoriumsplatz nehmen, ich treibe bestimmt Geld auf. Ich kraule Dich ein wenig, hinten am Kopf. Erkälte Dich nicht!

14.

Akkordeonmusik, russisch.

15.

Brecht wieder an der Schreibmaschine, langsam tippend und dabei laut lesend.

Brecht:

Dragör, 24. September 1934 Liebe Grete, ich war froh, Deine Stimme zu hören. Deine Armut ist eine große Sorge. Heute gehe ich wieder zur Botschaft, um noch etwas zu unternehmen. Hoffentlich klappt es. (...) Es wird alles gehen, wenn Du nur jetzt nicht Mangel hast. Hier ist es trist. Regen. Erkältung. Bei der Arbeit (und sonst) bin ich nur mehr die eine Hälfte. Liebe Grete. (...) Schreibe oft, oft, oft! (...) Wo wohnst Du eigentlich? (...) Russische Briefe zu bekommen ist *nicht* unangenehm. b.

16.

Steffin liest ein Gedicht, das Brecht in seinen Brief gelegt hat. Im Hintergrund vom Hof herauf, Akkordeonmusik

„Sie sägten die Äste ab auf denen sie saßen
Und schrien sich zu ihre Erfahrungen
Wie man schneller sägen konnte, und fuhren
Mit Krachen in die Tiefe, und die ihnen zusahen
Schüttelten die Köpfe beim Sägen und
Sägten weiter.“

17.

An Deck eines Dampfers von Leningrad nach Kopenhagen, 20. Mai 1935

Stampfen der Schiffsmaschinen unter Deck, Ablegesignal der Schiffs-Sirene und Mówengeschrei

Brecht:

Jetzt geht's zurück nach Dänisch-Sibirien, Grete.

Steffin:

Besser als nach Sibirien. Es war sehr kalt in Moskau.

Brecht:

Ja, selbst auf der Maiparade. Eine besondere Kälte habe ich bei einigen deutschen Genossen bemerkt. Hat Tretjakow dir gegenüber irgendwelche Andeutungen gemacht?

Steffin:

Tretjakow nicht, aber Asja. Auf einem Spaziergang, weil in den Wohnungen die Wände Ohren haben. Die deutschen Genossen belauern sich gegenseitig. Jeder hat Angst, er könnte als Trotzkiist denunziert werden. Sie wollen keine Experimente. Weder in der Literatur noch auf dem Theater.

Brecht:

Aber Meyerhold macht noch Theater. Und Eisenstein filmt!

Steffin:

Eisenstein ist zu berühmt, den braucht die Union als Aushängeschild. Meyerhold ist vorsichtig geworden. Das hast du doch auf dem Kongress gehört.

Brecht:

Obwohl der Heilige Konstantin gar nicht anwesend war.

Steffin:

Das hat er nicht mehr nötig. Stanislawskij ist jetzt der Hohepriester des sowjetischen Theaters. Der muss sich nicht mehr vor dem Tempelvorhang verbeugen.

Brecht:

Ja, sein Einfühlungs-Kitsch scheint die Oberhand zu gewinnen. Aber Tretjakow durfte immerhin die Peking-Oper einladen. Dieser Mei Lan-fang war die ganze Reise wert. Reinstes episches Theater, aus einer jahrhundertealten Tradition.

Steffin:

Wirst du über ihn schreiben?

Brecht: Vielleicht. Wahrscheinlich ist es jetzt klüger, die chinesische Schauspielkunst zu preisen, als sich über den sozialistischen Realismus lustig zu machen.

Steffin:

Hast du deswegen deine Rede über das Lehrstück auf dem Kongress nicht gehalten?

Brecht:

Das wäre dumm gewesen. Was nützt die beste Theorie, wenn es dafür keine Praxis gibt? Ich will, dass sie meine Stücke in Moskau spielen, das ist wichtiger als eine kühne Rede. Mei Lan-fang hat auch nicht geredet, sondern gespielt.

Steffin:

Und alle waren begeistert. Hast du das verstanden?

Brecht:

Weil sie seine Vorstellungen als etwas Exotisches aus dem fernen Reich der Mitte konsumieren konnten! Aber sie haben gar nicht gesehen, was für Möglichkeiten in dieser Spielweise für das revolutionäre Theater stecken. Was sich ändert, wenn der alte Rauschgifthandel mit den verschmierten Emotionen aufhört und das Denken des Publikums einen Spielraum bekommt.

Steffin:

Aber das ist doch genau, was die Klassiker immer verlangt haben! Warum soll im sozialistischen Realismus auf einmal kein Platz mehr fürs eigene Denken sein?

Brecht:

Weil das Publikum sonst vielleicht auf eigene Gedanken kommt. Und wenn es im Theater anfängt, selber zu denken, dann fragt es sich irgendwann, warum es das nicht auch außerhalb des Theaters darf.

Steffin:

Das hast du in Moskau auch nicht gesagt. Dafür hast du die Metro über den roten Klee gelobt.

Brecht:

Die Metro ist etwas Reales. Ein Werk der Werktätigen, nicht der Funktionäre. Die Funktionäre kommen in meinem Gedicht nicht vor, falls du das nicht bemerkt hast.

Steffin:

Das habe ich bemerkt.

Brecht:

Inzwischen wird es doch schon als Vorsatz ausgelegt, wenn Stalin in einem Gedicht *nicht* vorkommt. Selbst die roten Nelken am Kreml blühen nicht ohne seinen väterlichen Blick.

Steffin:

Denkst du, er ordnet das alles persönlich an? All die Denkmäler und Hymnen?

Brecht:

Jedenfalls ordnet er diesen verschmierten Naturalismus an, sonst würde der ja nicht stattfinden. Auf dem Theater, in den Gemäldegalerien. Inzwischen sogar im Film! Umso wichtiger ist es, dass Leute wie Tretjakow und Meyerhold und Asja noch arbeiten können. Wir dürfen ihnen nicht noch mehr Schwierigkeiten machen. Wir müssen listig sein, nicht heldenhaft. Ich habe da einen kleinen Aufsatz geschrieben. Den solltest du lesen, damit du nicht seekrank wirst.

18.

Steffin unter Deck, Schiffsmotoren dumpf aus dem Maschinenraum. Steffin liest den Schluss der „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“

Steffin:

„Die große Wahrheit unseres Zeitalters ist es, daß unser Erdteil in Barbarei versinkt, weil die Eigentumsverhältnisse an den Produktionsverhältnissen mit Gewalt festgehalten werden. Was nützt es da, etwas Mutiges zu schreiben, aus dem hervorgeht, daß der Zustand, in dem wir versinken, ein barbarischer ist (was wahr ist), wenn nicht klar ist, warum wir in diesen Zustand geraten? Wir müssen sagen, daß gefoltert wird, weil die Eigentumsverhältnisse bleiben sollen. Freilich, wenn wir dies sagen, verlieren wir viele Freunde, die gegen das Foltern sind, weil sie glauben, die Eigentumsverhältnisse könnten auch ohne das Foltern aufrechterhalten werden (was unwahr ist). Wir müssen die Wahrheit über die barbarischen Zustände in unserem Land sagen, daß das getan werden kann, was sie zum Verschwinden bringt, nämlich das, wodurch die Eigentumsverhältnisse geändert werden. (...) Soviel wird verlangt, wenn verlangt wird, der Schriftsteller soll die Wahrheit schreiben.“

19.

Skovsbostrand, im Garten. Juli 1935

Wind vom Sund, Möwen und Fährensignale.

Brecht:

Ist deine Mutter wieder gut nach Berlin gekommen? Was hat sie erzählt?

Steffin:

Dass die Angst immer größer wird. Und das Schweigen auch. Der Blockwart bespitzelt die Mieter, die Kinder ihre Eltern, die Schüler ihre Lehrer.

Brecht:

Und die Leute nehmen das alles schweigend hin?

Steffin:

Was sollen sie denn machen? Ihr habt gut reden hier, sagt meine Mutter. Aber in Deutschland – ein falsches Wort und du wirst abgeholt. Die Leute flüstern nur noch die Adressen. Prinz-Albrecht-Straße, Oranienburg, Plötzensee.

Brecht:

So. Ein falsches Wort nur. Also sind Worte doch nicht so ohnmächtig, wenn die Nazis solche Angst davor haben.

Steffin:

Die Angst reicht doch längst bis hierher.

Brecht:

Ja. Das Königliche Theater wird die „Heilige Johanna“ nun doch nicht bringen. Der Herr Intendant will keinen Ärger mit der Deutschen Botschaft.

Steffin:

Aber Knutzon will immer noch die „Rundköpfe“ inszenieren.

Brecht:

Das glaube ich erst, wenn ich es sehe. Und ich ahne, was wir dann zu sehen bekommen. Weißt du, was der Ehrenburg in Paris auf die Frage, was „Sozialistischer Realismus“ sei, geantwortet hat? „Eine schwarze Orchidee“.

Steffin:

Schön. Aber das ist keine Antwort.

Brecht:

Ich finde, das ist eine Antwort.

Steffin:

Tretjakow hätte anders geantwortet. Aber der durfte ja nicht nach Paris.

Brecht:

Nein.

Steffin:

Hast du immer noch keine Antwort von Piscator wegen deiner Stücke in Moskau?

Brecht:

Nein.

Steffin:

Also wirst du nach New York fahren.

Brecht:

Ja. Es sieht so aus, als ob Eisler und ich die „Mutter“ doch noch vor dem sozialistischen Realismus der Vereinigten Staaten retten können. Aber es geht immer noch um die Reisekosten. Eigentlich fahre ich nur, um zu sehen, wie wir am besten nach Amerika hereinkommen können.

Steffin:

Du und deine Familie.

Brecht:

Ich und meine Familie und du.

Steffin:

Was soll ich in Amerika? Da wartet doch schon die Hauptmann. Die kann besser Englisch als ich.

Brecht:

Aber du streitest besser mit mir. Deshalb brauche ich dich. Überall auf der Welt.

Steffin:

Wenn sie mich überhaupt reinlassen, in Gottes eigenes Land. Eine Kommunistin mit ansteckender Tuberkulose. Dazu brauche ich mindestens einen Erzengel.

Brecht:

Ich schreib dir einen.

20.

„Lied an die Überlebenden“, gesungen von Fischer-Dieskau

21.

Brecht tippt auf einer Schreibmaschine und liest

New York, 14. November 1935. Liebe Grete, im großen und ganzen ist die Stadt ziemlich unbewohnbar. Verkehrsmittel, Wohnung, Essen recht ungesund. Ohne reichliche Dosen Kino würden die Leute das nicht aushalten. Nach dem Essen fressen sie Kohletabletten, um das durch allerhand Chemie am Verfaulen gehinderte Essen aus dem Magen zu kriegen. Mit dem Theater habe ich dauernd Krach. Es gibt da ein Board von ungefähr zehn Leuten, verkrachten Stückeschreibern, schrecklichen Pinschern, die immerfort Urteile abgeben und Forderungen stellen. Wird eine Szene schlecht gespielt, wollen sie einfach streichen, was immer. Im Augenblick ziehe ich das Stück wieder einmal zurück ...

Steffin (liest leise den Schluss des Briefs in ihrem Zimmer in Svendborg):

Ich vermisse die Schachpartien und einiges andere mit dir. Ich langweile mich wie seit langem nicht. Was war da Thurö für ein amüsanter Pflaster. Liebe Grete du fehlst. Grüß Gott, b.

22.

Skovsbostrand, Brechts Arbeitszimmer. Dezember 1937

Brecht diktierend, Steffin an der Schreibmaschine tippend

Steffin (*unterbricht*):

Hat Benjamin dir geantwortet, ob er in diesem Sommer kommt?

Brecht:

Noch nicht. Aber es wird höchste Zeit. Wo waren wir stehengeblieben?

Steffin:

Bei „Bankrott“.

Brecht:

Gut. Weiter: „Der Politiker, dem nur die Niederlage zur Macht verhilft, ist für die Niederlage. Der der Retter sein will, führt eine Lage herbei, in der er retten kann, also eine schlimme Lage.“ Hast du?

Steffin:

Wäre da „Führer“ nicht richtiger?

Brecht:

Ich meine nicht nur Hitler. Also weiter: „Demgegenüber ist folgende Darstellung unwahrscheinlich: daß sich, schon während der Revolution, vom Kapitalismus bezahlte Agenten in die Regierung der Sowjets eingeschlichen haben mit dem Vorsatz, in Rußland den Kapitalismus mit allen Mitteln wieder einzuführen. Diese Darstellung klingt unwahrscheinlich, weil sie das Moment der Entwicklung außer acht läßt, mechanisch, undialektisch, starr ist.“

Steffin:

Dann sind die Anschuldigungen gegen die Angeklagten der Prozesse Lügen?

Brecht:

Ich sage: unwahrscheinlich. Weiter: „Dies ist meine Meinung, die Prozesse betreffend. Ich teile sie, in meinem isolierten Svendborg sitzend, nur Ihnen mit und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir mitteilten, ob eine Argumentation dieser Art Ihnen nach Lage der Dinge politisch richtig erscheint oder nicht.“
Was hast Du?

Steffin:

Mir ist schwindlig.

Brecht:

Lass uns aufhören. Du musst nach Kopenhagen ins Hospital. Ich bringe dich hin.

Steffin (*spannt das Blatt aus der Schreibmaschine und öffnet ein Fenster*):

Die Möwen kommen an Land. Es wird Sturm geben heute Nacht.

23.

Skovsbostrand, im Garten. August 1938.

Wind vom Sund in den Bäumen im Garten.

Brecht:

Guten Abend, Doktor. Was lesen Sie da?

Benjamin:

Sie werden lachen: „Das Kapital“.

Brecht:

Das finde ich sehr gut. In diesem Garten kann man Horaz, Dante und Marx lesen. Das spricht für den Garten. Und natürlich auch für die Bücher.

Benjamin:

Ich lese am liebsten Bücher, die gerade aus der Mode kommen.

Brecht:

Marx ist zur Zeit besonders bei denen aus der Mode, die sich für die wahren Marxisten halten. Die Pfaffen in Moskau, die aus dem Marxismus ein Dogma für ihren Unfehlbarkeitsanspruch machen.

Benjamin:

Und alle Zweifler an den Pranger stellen.

Brecht:

Weil sie schießende Angst vor Widerspruch haben. Und vor Widersprüchen. Murxisten, denen es der Heilige Josef im Schlaf gegeben hat.

Benjamin:

Mit solchen Leuten ist eben kein Staat zu machen.

Brecht:

Ein Staat schon, aber kein Gemeinwesen. Ein Gemeinwesen, das wäre kommunistisch, aber davor haben sie die größte Angst. Wenn sich Autorität nicht mehr von einem Amt ableitet, sondern von Argumenten. Oder noch schlimmer: von Produktivität! Die ist ihnen nicht geheuer. Sie sind Feinde jeder

Produktion, weil sie selber unproduktiv sind. Deswegen wollen sie auch alle Produktivität kontrollieren. Apparatschiks des Denkens, in jeder ihrer Kritik steckt eine Drohung.

Benjamin:

Haben Sie noch Freunde in Moskau?

Brecht:

Ich habe keine Freunde mehr dort. Und die Moskauer haben auch keine mehr. Wie die Toten.

Stille, Wind.

Benjamin:

Die Steffin meinte neulich, dass Tretjakow wohl nicht mehr am Leben ist. Wissen Sie Genaueres?

Brecht:

Ich bekomme auf meine Briefe keine Antworten mehr. Natürlich sind da Verbrechen im Gange, keine Frage. Aber wie kann ich sie anprangern, hier in meinem dänischen Exil, wenn meine einzige Hoffnung gegen Hitler die Rote Armee ist?

Benjamin:

Stalin lässt jetzt selbst die Generäle der Roten Armee hinrichten.

Brecht:

Stalin muss gegen Hitler rüsten und dafür muss er eine Rüstungsindustrie aus der russischen Erde stampfen, die seit Jahrhunderten Bauernerde ist. Weder

die Bauern noch die einfachen Bolschewiki haben ein Interesse an einer solchen Industrie, weil sie kein Interesse am Krieg haben. Also leisten sie Widerstand und diesen Widerstand kann Stalin nur mit Gewalt brechen.

Benjamin:

Mit der Gewalt der Roten Armee?

Brecht:

Womit sonst? Aber die Generäle haben dagegen offenbar Widerstand geleistet. Stalin nennt es Verrat.

Benjamin:

Aber was hat das alles noch mit der Diktatur des Proletariats zu tun?

Brecht:

Nichts mehr. Das ist keine Diktatur des Proletariats, das ist eine Diktatur *über* das Proletariat. Eine Monarchie im Namen der Arbeiterklasse, gestützt auf die Bajonette der Roten Armee.

Benjamin:

Aber zerstört das nicht am Ende die Idee des Kommunismus für alle Zeiten?

Brecht:

Lieber Doktor, was heißt „am Ende“ und was „für alle Zeiten“? Wenn der Faschismus besiegt ist, kann man den Stalinismus kritisieren. Vorher nicht.

Benjamin:

Aber wer wird dann „man“ sein?

Brecht:

Wir, wer sonst? Wir können dann nicht mehr an das gute Alte anknüpfen, mit dem man uns wieder kommen wird, sondern nur an das schlechte Neue. Dafür wird man uns beschimpfen und verhöhnen. Man wird behaupten, wir hätten selber viel zu lange im Dienst dieser Monarchie gestanden und den Mund über ihre Verbrechen gehalten. Dagegen werden wir uns nur wehren können, wenn wir vorzeigen, was wir im Exil geschrieben haben.

Benjamin:

Und, woran schreiben Sie gerade?

Brecht:

An einem Stück über einen Ketzer, dem seine neue Erkenntnis wichtiger ist als die alte Moral.

Benjamin:

Dann heisst es jetzt also: „Erst kommt das Wissen, dann kommt die Moral.“

Brecht:

In etwa. Spielen wir noch eine Runde Schach?

24.

Hitlers Rede auf dem Heldenplatz in Wien aus dem Radio

„Als Führer und Kanzler der Deutschen Nation des Reichs melde ich vor der deutschen Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich ...“

25.

Skovsbostrand, im Garten. September 1938

Brecht:

Und, wie haben Ihnen die „Chinesischen Gedichte“ gefallen?

Benjamin:

Sehr gut. Vor allem „Der Politiker“. (*Zitiert*) „So ist es immer mit den Räten der Herrscher / Gnade und Ungnade zwischen zwölf Uhr und Mittag“. Das wird viele Leser eher an den Kreml erinnern als an die Verbotene Stadt.

Brecht:

Das Gedicht ist von Po Chu-yi. Um 800 nach Christus.

Benjamin:

Sicher. Aber übertragen von Brecht um 1938 nach Christus.

Brecht:

Denken Sie, die werden das in Moskau auch so lesen?

Benjamin:

Haben Sie diese Gedichte etwa nach Moskau geschickt?

Brecht:

Selbstverständlich. Sollte ich Lukács Rede von den „europäischen Traditionen als Maßstab für echten Realismus“ unwidersprochen lassen?

Benjamin:

Hätte dann nicht auch „Der Zweifler“ dazugehört? *(Zitiert)* „Es kann auch eindeutig sein und den Widerspruch aus den Dingen entfernen / ist es zu eindeutig?“

Brecht:

Ich wollte der Moskauer Clique nicht zu viel zumuten.

Benjamin:

Dann hätten Sie aber den „Drachen“ auch nicht aufnehmen dürfen. *(Zitiert)* „Der sehr heilige Drache / in der neunfältigen Tiefe seines Pfuhls, weiß er / Daß die Füchse ihn berauben und fressen seine kleinen Ferkel / Oder weiß er es nicht?“

Brecht:

Po Chu-yi. Ein bemerkenswerter Dichter. Und was macht Ihr Baudelaire?

Benjamin:

Ich komme voran, aber langsam.

Brecht:

Können Sie mir in einem Satz sagen, wohin Sie in diesem Essay hinauswollen?

Benjamin *(lacht)*:

In einem Satz? Sie scherzen. Könnten Sie das denn – etwa für „Furcht und Elend des Dritten Reichs“?

Brecht:

Allerdings. Diktaturen verschleiern den ökonomischen Charakter von Gewalt, Demokratien den Gewaltcharakter der Ökonomie.

Benjamin:

Das hatten Sie vorbereitet. Deswegen haben Sie mir auch diese Frage gestellt.

Brecht:

Lieber Doktor Benjamin, das ist eine ungeheuerliche Unterstellung. Aber man sollte immer vorbereitet sein. Es könnte doch sein, sie fallen jetzt tot um und stehen plötzlich vor ihrem Messias. Und der fragt sie: Womit haben Sie sich ihr Leben lang beschäftigt? In einem Satz? Was sagen Sie dann?

Benjamin:

Dann sage ich: mit der Befreiung der Toten.

Brecht:

Interessant. Inwiefern?

Benjamin:

Wenn die Reaktion siegt, wie sie das seit dreitausend Jahren tut, dann wird sie immer wieder die Geschichte umschreiben. Das war schon unter Nebukadnezar so und wird nach Hitler nicht aufhören. Die Sieger schreiben die Geschichte, weil sie nur so ihre Herrschaft legitimieren können. Und die Toten, die dem widersprechen, werden ein zweites oder tausendstes Mal mundtot gemacht. Von Epikur bis Blanqui, von Sappho bis Rosa Luxemburg. Mir geht es darum, an sie zu erinnern. Denn der Messias kommt ja nicht nur als Erlöser, sondern vor allem als Überwinder des Antichrist.

Brecht:

Amen. Sie fangen immer so klar an und dann enden Sie mit solchen religiösen Metaphern.

Benjamin:

Pardon, aber mit dem Messias haben Sie angefangen.

Brecht:

Hab ich? Ich sagte ja, ich bin der letzte katholische Dichter in diesem Jahrhundert. Ich weiß gar nicht, was der Lukács gegen mich hat. Europäische Tradition aus den Katakomben. Na, lassen Sie uns essen gehen. Spielen wir danach noch eine Partie Schach?

Benjamin:

Gern. Wenn ich dabei nicht alle meine Züge in einem Zug zusammenfassen muss.

Brecht:

Keine Sorge. Wir spielen schweigend, wie immer.

26.

Skovsbostrand, im Garten. September 1938

Fährensignale vom Sund

Steffin:

Sie fahren also wieder zurück.

Benjamin:

Ja. Ich kann meinen Baudelaire-Aufsatz nicht ohne die Pariser Bibliotheken zu Ende schreiben.

Steffin:

Oder liegt Ihnen Dänisch-Sibirien zu nahe an Sibirien?

Benjamin:

Eher zu nahe an Deutschland.

Steffin:

Ich meine Ihre Gespräche mit Brecht über die Sowjetunion.

Benjamin:

Die bringen mich immer wieder vom neunzehnten Jahrhundert zurück ins Zwanzigste.

Steffin:

Das ist doch gut, oder?

Benjamin:

Ja und nein. Hat Brecht Ihnen sein Stalin-Gedicht gezeigt?

Steffin:

Sie meinen die „Ansprache des Bauern an seinen Ochsen“?

Benjamin:

Wenn wir über Stalin nur noch in Form eines dreitausend Jahre alten ägyptischen Bauernliedes sprechen können, dann gibt es bald kein Gespräch mehr.

Steffin:

Hat Brecht das auch gesagt?

Benjamin:

Das sage ich. Brecht behauptet, ihm stehe keine offene Kritik an Stalin zu, so lange er im sicheren Exil auf die Rote Armee warte. Andererseits liest er Trotzki und findet dessen Kritik marxistisch. Sollten sich Trotzki's Vorwürfe als wahr herausstellen, sagt er, dann müsse man Stalin öffentlich bekämpfen. Aber was soll sich da noch „herausstellen“? Als ob die Schauprozesse nicht genügten!

Steffin:

Aber die Angeklagten haben doch alle gestanden!

Benjamin:

Liebe Grete, arbeiten Sie nicht gerade mit Brecht am „Galilei“? Da sollten Sie wissen, mit welchen Mitteln die Machthaber zu Geständnissen kommen.

Steffin:

Ich weiß. Aber wenn ich daran denke, dann möchte ich am liebsten laut aufschreien. Ich kann das nicht glauben.

Benjamin:

Das ist keine Glaubensfrage, Grete.

Steffin:

Ich kann nicht glauben ... ich kann nicht denken, dass Tretjakow und die Neher Spione sind. Aber ich kann auch nicht denken, dass Stalin und sein gesamtes Politbüro eine Clique von Verbrechern sind!

Benjamin:

Wer hätte vor 33 gedacht, dass eine Clique von Verbrechern in Deutschland an die Macht kommen könnte?

Steffin:

Gut. Aber das kann ich mir erklären. Brecht verlangt, dass wir mit Lenin denken: Wem nützt es? Dann denke ich: Was, wenn die Nazis Stalin und seine Genossen in eine Falle gelockt haben? Wenn all diese „Beweise“ aus den Fälscherkellern der Gestapo stammen, damit sich die Arbeiterbewegung weiter spaltet und gegenseitig bekämpft?

Benjamin:

Rechtfertigt das Folter und Todesurteile?

Steffin:

Nein. Aber wenn wahr ist, was Trotzki und seine Freunde sagen: Wo können wir dann noch hin in dieser Welt? Wofür schreiben wir Theaterstücke gegen die Barbarei des Faschismus, wenn der Kommunismus zu seiner Verteidigung selbst barbarisch geworden ist? Hat Rosa Luxemburg nicht gesagt: Es gibt nur die Alternative Sozialismus oder Barbarei?

Benjamin:

Was, wenn das gar kein Sozialismus ist, was da in der Sowjetunion entsteht? Brecht nennt es: eine Diktatur über das Proletariat. Ich fürchte, der Sozialismus wird dadurch für lange Zeit desavouiert. Vielleicht sogar für immer. Brecht antwortet: Dann ist es an uns zu zeigen, wie ein Sozialismus im Geist von Marx und Lenin aussehen könnte.

Steffin:

Schön. Aber wo sollen wir das denn zeigen?

Benjamin:

Im befreiten Deutschland.

Steffin:

Befreit von der Roten Armee unter Stalin.

Benjamin:

Ja. Das habe ich auch gesagt. Wissen Sie, was er mir geantwortet hat? „Wenn die neue Zeit aussieht wie eine blutbeschmierte alte Vettel, dann sieht die neue Zeit eben so aus.“

Steffin:

Das sagt auch Galilei.

Benjamin:

Aber was werden die deutschen Arbeiter sagen, Grete?

Steffin:

Mein Vater wird sagen: „Wir Arbeiter warn schon imma de Anjeschissenen und det wern wa ooch imma bleiben.“ Und dann wird er in seine Kneipe gehen, egal ob dort Hitler oder Stalin an der Wand hängt.

Benjamin:

Also die ewige Wiederkehr des Gleichen? Dann hätte also Nietzsche Recht und nicht Marx?

Steffin (*lacht*):

Dann schon lieber Baudelaire und Kafka. Von Übermenschen habe ich die Nase voll.

Benjamin:

Brecht sagt auch, dass die Deutschen ein Scheißvolk sind und den Hitler verdient haben. Wenn man hört, wie sie ihm zujubeln, dann hört man das Gejohle der Landsknechte, die in den Bauernkriegen die Bauern und im Dreißigjährigen Krieg die Frauen und Kinder abgeschlachtet haben. Damals wurde das Rückgrat des Volkes gebrochen und ist nie wieder gerade zusammengewachsen. Daher der gebückte Gang und der verdeckte Blick.

Steffin:

Aber als Hitler kam, da standen sie auf einmal wieder kerzengerade und mit leuchtenden Augen. Sogar die Frauen und die Kinder.

Benjamin:

Ja. Weil er ihnen einen Platz an der Sonne versprochen hat, auf den sie schon so lange gewartet haben. Brecht nennt das die „Deutsche Misere“. Eine furchtbare Mischung aus Größenwahn und Untertanengeist.

Steffin:

Und Goethe und Schiller? Hölderlin und Kleist und Heine? Hegel und Marx?

Benjamin:

Ja, wahrscheinlich waren unsere Klassiker im Goldschnitt nur Sonntagslektüre, zur Erbauung nach den Geschäften. Und die größten Geschäfte waren eben die Kriege.

Steffin:

Ohne die Sowjetunion wird die ganze Welt ein Schlachthaus bleiben. Oder denken Sie, dass Hitler sich mit der Tschechoslowakei zufriedengeben wird?

Benjamin:

Das denke ich nicht. Jetzt, wo Frankreich und England ihm nachgegeben haben, wird er weitere Forderungen stellen. Deshalb denke ich, uns bleibt nur noch Amerika.

Steffin:

Brecht war nicht gerade begeistert von seinen Erfahrungen in New York.

Benjamin:

Es geht jetzt nicht mehr um gutes oder schlechtes Theater, Grete. Es geht ums Überleben.

Steffin:

Nehmen Sie ihre Bücher mit nach Paris?

Benjamin:

Ja.

Steffin:

Ich würde gern mitkommen. Es ist kalt geworden in Dänisch-Sibirien.

Benjamin:

Ja. Gehen wir hinein.

27.

Svendborg, Pension Stella. Dezember 1938

Im Hintergrund aus dem Radio Schuberts Nachtgesang im Walde

Steffin (*liest aus den „Flüchtlingsgesprächen“*):

Die beste Schul für Dialektik ist die Emigration. Die schärfsten Dialektiker sind die Flüchtlinge. Sie sind Flüchtlinge in Folge von Veränderungen und sie studieren nichts als Veränderungen. Aus den kleinsten Anzeichen schließen sie auf die größten Vorkommnisse, das heißt: wenn sie Verstand haben. Wenn ihre Gegner siegen, rechnen sie aus, wieviel der Sieg gekostet hat und für Widersprüche haben sie ein feines Auge. Die Dialektik, sie lebe hoch ...

28.

Brecht:

januar 1939. auch kolzow verhaftet in moskau. meine letzte russische verbindung mit drüben. niemand weiß etwas von tretjakow, der „ japanischer spion“ sein soll. niemand etwas von der neher, die in prag im auftrag ihres mannes trotzistische geschäfte abgewickelt haben soll. reich und asja lacis schreiben mir nie mehr, grete bekommt keine antwort mehr von ihren bekannten im kaukasus und in leningrad. auch belá kun ist verhaftet, der einzige, den ich von den politikern gesehen habe. meyerhold hat sein theater verloren, soll aber opernregie machen dürfen. literatur und kunst scheinen beschissen, die politische theorie auf dem hund ... (*Das Tippen geht noch einen Moment weiter, bricht dann ab.*)

29.

Skovsbostrand, im Garten. März 1939

Steffin:

Ich habe das Galilei-Manuskript an Einstein, Korsch, Piscator und Feuchtwanger geschickt. Wer soll noch ein Exemplar bekommen?

Brecht:

Gorelik und Reyer, die sind wichtig für Amerika. Und das Schauspielhaus in Zürich.

Steffin:

Benjamin nicht?

Brecht:

Dem hab ich einen Durchschlag mitgegeben.

Steffin:

Hast du die Visa für die USA beantragt?

Brecht:

Dafür muss ich nach Kopenhagen.

Steffin:

Der Birnbaum grünt schon.

Brecht:

Wir werden seine Birnen in diesem Jahr nicht mehr essen, fürchte ich.

Steffin:

Wird es denn mit Schweden klappen?

Brecht:

Ich hoffe. Du kommst natürlich mit, wenn es klappt.

Steffin:

Und wenn nicht?

Brecht:

Ich fahre nicht ohne dich. Wenn Zürich den Galilei annimmt, dann kommt auch Geld für alle Schiffspassagen. Ich würde jetzt gern etwas Atlantischen Ozean zwischen mir und Hitler wissen.

Steffin:

Im Atlantik warten die deutschen U-Boote.

Brecht:

Ich weiß. Hier, nimm. Für alle Fälle.

Steffin (*liest*):

Du, der du sitzend, im Buge des Bootes

Siehest am unteren Ende das Leck

Wende lieber den Blick nicht weg

Denn du bist nicht aus dem Auge des Todes.

Ende